

„Der Begriff vermag nicht alles, was die Vernunft verlangt.“

(Aufschrift auf dem hinteren Buchdeckel)

(9) Der Begriff gilt als ein Produkt der Vernunft, wenn nicht sogar ihr Triumph, und ist es wohl auch. Das lässt aber nicht die Umkehrung zu, Vernunft sei nur dort, wo es gelungen oder wenigstens angestrebt sei, die Wirklichkeit, das Leben oder das Sein – wie immer man die Totalität nennen will – auf den Begriff zu bringen.

Es gibt keine Identität zwischen Vernunft und Begriff. Aber es wäre natürlich Unfug zu sagen, die Intention der Vernunft habe mit der Leistung des Begriffs nichts zu tun. Es könnte sein, dass die Leistung des Begriffs nur partiell gegenüber der Intention der Vernunft ist, die immer etwas mit Totalität zu tun zu haben scheint.

Der Begriff hat etwas zu tun mit der Abwesenheit seines Gegenstandes. Das kann auch heißen: mit dem Fehlen der abgeschlossenen Vorstellung des Gegenstandes. Dieses Verhältnis ist verglichen worden mit dem zwischen verschiedenen Sinnesorganen: das Sehen vertritt nur die Möglichkeit der Berührung, des Fühlens, damit des Besitzens. Die optische Präsenz nimmt die taktile vorweg, auch wenn sie sich ohne diese begnügt. Die Sichtbarkeit ist der Mangel der Fühlbarkeit wegen der Distanz zum Gegenstand. Stellt man sich vor, die Distanz würde weiter vergrößert – räumlich oder zeitlich –, so bleibt nur noch der Begriff, der seinerseits die ganze Skala der sinnlichen Erreichbarkeit vertritt.

Man könnte sagen, die Vernunft sei der Inbegriff solcher Leistungen auf Distanz, die Integration dessen, was im Begriff als Ersetzung der Gegenwärtigkeit schon liegt. Also auch dessen, was überhaupt nicht gegenwärtig werden kann, weil es nicht die Art des Gegenstandes hat, wie zum Beispiel: die Welt, das Ich, die Zeit, der Raum (Ideen – Regeln, als ob sie Gegenstände wären).

Schopenhauer hat gemeint, mittels der Vernunft besäßen wir „eine völlige Übersicht des Lebens, unabhängig von der Zeit, haben gleichsam immer einen verkleinerten, (10) farblosen, abstrakten, mathematischen Riss der ganzen Welt.“

Der Begriff ist zwar kein Surrogat, aber er ist zur Enttäuschung der auf ihn gesetzten philosophischen Erwartung nicht die Erfüllung der Intentionen der Vernunft, sondern nur deren deren Durchgang, deren Richtungsnahme.

Ich versuche, das anthropologisch, genetisch zu verstehen. Der Mensch, das Wesen, das sich aufrichtet und den Nahbereich der Wahrnehmung verlässt, den Horizont seiner Sinne überschreitet, ist das Wesen der *actio per distans*. Er handelt an Gegenständen, die er nicht wahrnimmt. In den Höhlen, die seine erste Unterkunft sind, zeichnet er die Gegenstände seines Begehrens und seines Kampfes ums Dasein an die Wände. Der Begriff entsteht im Leben von Wesen, die Jäger und Nomaden sind. Vielleicht kann man am deutlichsten machen, was ein Begriff leistet, wenn man an die Herstellung einer Falle denkt: sie ist in allem zugerichtet auf die Figur und die Maße, die Verhaltensweise und Bewegungsart eines erst erwarteten, nicht gegenwärtigen, erst in Besitz und Zugriff zu bringenden Gegenstandes. Dieser Gegenstand wiederum ist bezogen auf Bedürfnisse, die nicht die des heutigen Tages sind, die eine Dimension der Zeit haben. Eine anthropologische Theorie des Begriffs ist ein dringendes Desiderat, denn nur sie erlaubt funktionale Betrachtung sowohl der Leistung des Begriffs als auch ihres Zurückbleibens gegenüber solchen Ansprüchen, die nicht aus der nomadischen Lebensform hervorgehen, sondern die Muße der Sesshaftigkeit zur Voraussetzung haben. Denn es besteht der merkwürdige Sachverhalt, dass zwar der Begriff ein Produkt der Lebensform von Jägern und Nomaden ist, aber die Theorie, die als Inbegriff der Leistungen von Begriffen erscheint, die urbane Sesshaftigkeit und Arbeitsteilung zur Voraussetzung hat.

(11) Der Begriff vermag nicht alles, was die Vernunft verlangt. Es ist nicht nur ein Hiatus zwischen der höchsten Ausbildungsstufe der Begriffe und den Ansprüchen der Vernunft, sondern es bedarf der Erwägung, ob die Vollendung des Begriffs nicht die Erfüllung der Ansprüche der Vernunft behindert oder gar inhibiert. Mit den Mitteln der cartesischen Qualifizierung des Begriffs hat Lichtenberg das folgendermaßen ausgedrückt: „Die deutlichen Begriffe wieder zu klaren herabstimmen.“ Was kann das heißen? Die Ausdrücke ‚klar‘ und ‚deutlich‘ gehören zur für die Neuzeit maßgebenden cartesischen Qualifikation zunächst der Vorstellung, dann des Begriffs nach der ersten Regel des »Discours de la Methode«. Es ist das Ideal der vollen Vergegenständlichung, auf dieser beruhend der Vollendung der Terminologie. Bei Erreichung dieses Ideals wäre der Endzustand einer philosophischen Sprache als ein rein begrifflicher im strengen Sinne gegeben. So wie es die provisorische Moral nicht mehr gäbe, wäre auch nichts Vorläufiges in der Begrifflichkeit mehr möglich. Was mit diesen beiden Ausdrücken bezeichnet wird, ist das, was der letzte Cartesianer Edmund Husserl die „Universalität der Deckung von Sprache und Denken« genannt hat (Formale und transzendente Logik, Halle 1929, 22). Der Begriff ist aus der *actio per distans*, aus dem Handeln auf räumliche und zeitliche Entfernung entstanden. Was die zeitliche Entfernung betrifft, so sieht man leicht, welcher Unterschied besteht zwischen der Bestimmtheit, die eine Erzählung über vergangenes Geschehen haben kann (ihr können Namen und detaillierte Beschreibungen von Vorgängen genügen), und welches Ineinander von

Unbestimmtheit und typisierender Einengung die Artikulation einer Erwartung haben muß, die sich auf herankommende und mögliche Ereignisse und Gegenstände bezieht. Der Begriff muß genügend Unbestimmtheit besitzen, um (12) solche herankommenden Erfahrungen noch so erfassen zu können, dass entsprechend zweckmäßige Einstellungen auf sie auch dann bezogen werden können, wenn im Detail in der vollen Konkretion Abweichungen von vergangenen Erfahrungen bestehen. Der Begriff benötigt einen Spielraum für all das Konkrete, was seiner Klassifikation unterliegen soll. Er muss zwar Deutlichkeit genug besitzen, um Unterscheidungen von dem ganz und gar nicht Einschlägigen treffen zu können, aber seine Ausschließlichkeit darf nicht die Enge besitzen, die der Name im den Bezug auf das Individuum und seine Identität, seine Identifizierbarkeit haben muß. Insofern ist der Begriff das Instrument nicht so sehr eines der Erinnerung fähigen als eines auf Prävention eingestellten Wesens: es sucht zu bewältigen, was noch gar nicht unmittelbar ansteht. Insofern ist, anthropologisch-genetisch betrachtet, das Ideal der Deutlichkeit des Begriffs das seiner Beziehung auf die Elastizität des Spielraums, in welchem ein konkret wahrgenommenes oder vorgestelltes Wesen noch zu all dem zugelassen werden soll, was an Einstellungen und Vorkehrungen handlungstypisch aus der Erfahrung angelegt, präpariert, präfiguriert ist.

Das Ideal der Klarheit gehört seinem Ursprung nach der räumlichen Distanz zu. Hier geht es nicht um die Bestimmung der Toleranzen, innerhalb deren etwas noch als etwas erkannt und anerkannt werden soll, sondern um die Voraussetzung dieses Aktes im Hinblick auf die Behinderungen der Veränderung des Anblicks durch räumliche Ferne oder Nähe, insbesondere auch der Trübungen, die die Angewiesenheit des Lebens auf ein Medium, auf eine Atmosphäre, für die Optik mit sich bringt. Leben und Optik stehen in einer Gegenläufigkeit ihrer Voraussetzungen: das Ideal der Optik ist der leere Raum, der keine Behinderungen des Lichtes zuläaat, Voraussetzung des Lebens ist eine gewisse Dichte des Mediums, in welchem (13) noch geatmet werden kann. Das Ideal der Klarheit hat seinem Ursprung nach etwas mit dieser Antinomie der optischen Situation zu tun.

Das präventive Wesen ist nicht notwendig ein geselliges Wesen. Anthropologisch muss man davon ausgehen, dass der Mensch aus einer Primatenlinie seinen Ursprung hat, in der durch überwiegendes Fluchtverhalten ausgeprägte Spezialisierungen für den Kampf Körper an Körper verlorengegangen sind und immer der Gewinn an Raum einen Vorteil des Überlebens gewährt hatte. Im präventiven Verhalten verbindet sich der Vorteil des Raumgewinns mit den Nötigungen, die durch den Verlust der Spezialisierung auf körperlichen Nahkampf eingetreten sind. Die Drehpunktsituation dieser Entwicklung kann nur eine solche sein, in der Flucht nicht beliebig fortgesetzt werden konnte, wo sich das Fluchttier der Notwendigkeit gegenüber sah, trotz seines Mangels an physiologischer Aus-

rüstung für den Kampf Körper an Körper gegen seinen Verfolger bestehen zu müssen. Der Kompromiss besteht in der Handlung auf Entfernung, der *actio per distans*, in der Handlung des Wurfes. Nicht zufällig beherrschen Wurfgeräte und Geschosse die Geschichte der menschlichen Handlungen weithin.

Stellen wir uns die Prävention nicht so sehr als eine augenblickliche Notwendigkeit, denn vielmehr als ein Konzept, einen Entwurf, eine Planmäßigkeit vor, die einmal in ihrer Leistungsfähigkeit begriffen worden ist, so führt der Ausbau präventiven Verhaltens zwangsläufig zur Bildung von Gesellschaften. Aus dem sich über die räumliche und zeitliche Entfernung hinweg verteidigenden Fluchttier ist zwar immer noch kein nahkampffähiges organisches System geworden, aber ein solches, das die erlernten Fähigkeiten seinerseits in der Jagd auf Beutetiere anwendet und erweitert. Die Falle ist eine Handlung in Abwesenheit sowohl des Beutetiers als auch, zeitlich versetzt, des Jägers. Die Falle handelt für den Jäger (14) in dem Augenblick, in dem er selbst abwesend, das Beutetier aber anwesend ist, während die Herstellung der Falle die umgekehrten Verhältnisse erkennen lässt. Sie ist dinglich gewordene Erwartung. Insofern ist die Falle der erste Triumph des Begriffs. Da man zu Fallen zurückkehren muss, um ihren Erfolg sowohl zu überwachen als auch zu genießen, ist mit ihnen ein gewisses Maß an Sesshaftigkeit verbunden. Die Falle repräsentiert auch genau die Toleranz zwischen Genauigkeit und Ungenauigkeit des Bezugsobjektes, das nur durch den Begriff hergestellt werden kann. Man denke noch gegenwärtig an die Bedeutung der Maschengröße eines Fischernetzes, von der sowohl die Beschaffenheit der gegenwärtigen Beute als auch die Schonung der Bestände für künftige Beutezüge abhängt. Aber ein Fischernetz ist viel weniger spezifisch eingerichtet als es die Falle eines Jägers der Steinzeit gewesen sein muss, wenn man daran denkt, dass sogar Mammute in Fallen gefangen wurden. Dadurch dass die Jagd die Umkehrung des Primärverhaltens eines Fluchttieres mit geringerer Spezifikation ist, wird sie notwendig zur vergesellschaftenden Aktion. Durch sie wird der nun erst sprachlich realisierte Begriff zum Instrument organisierten Verhaltens.

Nun wird mancher aufatmen und bei sich sagen, wir seien endgültig bei der Vergesellschaftung, bei der Gesellschaft und damit beim Heil. Aber so wenig sich bestreiten lässt, dass der Ursprung des Begriffs etwas mit den Verhaltensweisen zu tun hat, die zur Vergesellschaftung nötigten oder durch sie möglich wurden, so wenig ist zu leugnen, dass der *Begriff* genauso vorläufig ist wie die *Vergesellschaftung*, die im Jagdverhalten oder in der *Prävention* des Kampfs ums Dasein ein bloßes *Mittel* ist. Natürlich ein Mittel, um von der Subjektivität zur Objektivität zu kommen, die in jeder Intersubjektivität, in jeder Vergesellschaftung unvermeidlich wird. *Objektivität* ist noch nicht ein Ziel, sie ist zunächst ein Mittel, um miteinander *handeln* zu können. Die Einrichtung einer Fallgrube erfordert Gemeinsamkeit der Vorstellung von dem, was darin gefangen werden soll. Die *Objektivi-*

(15)tät ist noch nicht die Endgültigkeit der Dissoziation vom Tier. Schopenhauer wiederum schreibt: „Die Tiere sind zur Erde gebeugt weil sie durchaus nur zu sehen brauchen was sie betrifft und nie zu einer eigentlich objektiven Betrachtung kommen können.“ (Nachlass I, 211; 1814) Ich bediene mich einer alten humanistischen Formel, um deutlich zu machen, dass die Aufrichtung des Ganges und des Blickes, die Erweiterung des Horizonts und damit die Objektivierbarkeit dessen, was noch nicht leibhaftige Nähe ist, *nicht den Endwert des Prozesses* darstellt. Die alte teleologische Anthropologie der Griechen und Römer hatte sich auf den Satz geeinigt, der aufrechte Gang und die Beweglichkeit des menschlichen Kopfes zeigten als letzte Absicht der Natur mit dem Menschen, ihn zum Betrachter des Himmels zu machen. Das bedeutet: der Blick ist nicht auf den Horizont, den räumlichen und den zeitlichen, fixiert, um zu erwarten und zu handeln an dem, was kommt, sondern der schon um neunzig Grad aus der Richtung zur Erde hin in die Horizontale aufgerichtete Blick wird *nochmals um neunzig Grad* erhoben und auf den *Sternenhimmel* gerichtet.

Er trifft hier auf einen Gegenstand, dessen Eigenschaften sich folgendermaßen bestimmen lassen: 1. er enthält kein Moment der Erwartung und Prävention, solange nicht die Furcht vor bestimmten Zeichen am Himmel und die damit verbundene Vorhersage außerordentlicher Himmelserscheinungen eine Rolle spielt; 2. der Gegenstand ist auch für jede Art von Handlung, von Praxis, von Technik unerreichbar; er ist ein rein theoretischer, dem Alltag und seinen Anforderungen enthobener, auf keinerlei Berufspraxis bezogener; 3. der Gegenstand kann zwar (16) klar, aber nicht deutlich im Sinne der Tradition gegeben sein (ich werde die Differenz gleich noch erläutern), denn dieser Gegenstand ist eine Totalität oder nahe der Totalität der Welt; der Blick ist *auf das Ganze* gerichtet – bei den Griechen sind die *Ausdrücke für Himmel und Welt* synonym. Der zum Himmel gerichtete Blick wechselt nicht nur den Gegenstand, wenn er den alltäglich-lebensweltlichen Horizont der Einzeldinge und des Umganges verlässt, sondern er erhebt sich über die Einzelheit des Gegenständlichen, seine Differenzierbarkeit, zu dem letzten Ganzen, das noch erreicht werden kann, auch wenn er immer wieder durch bestimmte Phänomene von dieser Totalität abgehalten wird.

Für die Griechen war die Betrachtung des Himmels nicht nur die eines besonderen und göttlichen Gegenstandes von höchster Dignität, sondern der paradigmatische Fall dessen, *was Theorie zu sein hat*, worauf es ihr letztendlich ankommt. Das Ideal der Theorie ist die Betrachtung des Himmels als eines nicht zu handhabenden, nicht als Mittel zu betrachtenden Gegenstandes. *Was nicht mehr Mittel sein kann*, ist die Totalität selbst, die die Mittel umspannt.

Nun ist dies nicht ein bloßer, kein konfliktfreier Aufstieg des Menschen von der Erdverhaftung, von der Objektivierung und Begriffsbildung zur Totalität, zur

Idealität. Das ist ein zu einfaches Bild, das die traditionelle Metaphysik entwickelt hat. Auf jeder dieser Stufen gibt es die Möglichkeit, die Gefahr, den *Konflikt* der Vernachlässigung dessen, was mit einem großen philosophischen Wort des Kontrastes ‚*das Leben*‘ genannt worden ist, die Wirklichkeit, der Realismus, die Praxis, die Existenz. Für die reine Theorie erinnere ich an die *Thales-Anekdote*: der milesische Protophilosoph und Astronom Thales, der bei Nacht auf freiem Feld die Sterne beobachtet, fällt in eine Zisterne, und seine thrakische Magd, die das beobachtet, lacht laut über ihn und hält ihm vor, er beschäftige sich mit den fernen Dingen dort am Himmel, aber könne nicht sehen, was vor seinen Füßen liege. Über die Anekdote ist in mehr als zwei Jahrtausenden viel Schönes und Geistreiches gesagt worden; Plato hat sie prototypisch für seinen Sokrates gemacht, dessen Philosophie ihn die Praxis des Lebens und des Staates so verkennen lässt, dass der Konflikt für ihn schließlich tödlich endet.

Was sich da im Keim dieser Anekdote abspielt, ist ein Konflikt von vielfältigen Aspekten. Sein anthropologischer Aspekt ist der, dass die reine Theorie, der Anspruch auf die Totalität der Welt, nicht ohne die Entfremdung von dem Realismus der praktischen Welt zu haben ist. Das Lachen der thrakischen Magd ist sicher ursprünglich ein mythisches gewesen: sie sieht die unterirdischen Götter ihrer Heimat Thrakien im Recht gegen den Anbeter der Gestirne, der oberen Götter, der mit dem Licht verbündeten Olympier. Das Lachen ist aber auch die ständige Mahnung zum Realismus, zur Rückkehr der bloßen Vergegenwärtigung dessen, was einen betrifft oder betreffen kann, sich abzuwenden von dem, was seinem Lebensschicksal nach niemand etwas angeht.

Man muss sehen, dass der *Ansatz* zu dieser Art von idealisierter Theorie *schon im aufrechten Gang* steckt. Auch die Prävention ist immer *ein Zu-Viel gegenüber der Unmittelbarkeit*, mit dem fertig zu werden, was gerade anliegt. Ein Instrumentarium für Möglichkeit muss vielfach umfangreicher, subtiler sein als ein solches für die akute Wirklichkeit.

Der Mensch ist seinem Ursprung nach an das Prinzip der Überflüssigkeit, des Luxus gebunden. Der aufrechte Gang ist vom ersten Augenblick an luxurierend: zu sehen, was noch nicht gegenwärtig ist, was *noch keine akute Notwendigkeit* besitzt, Prävention zu üben in bezug auf das, was nur unleibhaftige Möglichkeit, potenti-(18)elle Drohung oder Lockung ist, das ist immer eine Sache des zu großen Aufwandes und nicht zufällig darin ebenso aller *Aggressionen* Anfang wie die Möglichkeit ihres Endes. In der Betrachtung himmlischer Phänomene schließlich zu einer *Astronomie* zu gelangen, die – wie in der Legende über Thales von Milet – eine Sonnenfinsternis vorherzusagen vermag, ist eine Prävention so extremer Art, dass sie nichts anderem mehr zuvorzukommen in der Lage ist als der bloßen *Furcht* vor der Plötzlichkeit des hereinbrechenden Ereignisses der Sonnenfinsternis. Uns erscheint die Befreiung von Furcht als eine der größten und mühsam-

sten Anstrengungen der menschlichen Geschichte. Aber einer biologisch-realistischen Betrachtung muss dies als ein geringer Ertrag eines großen Aufwandes erscheinen.

Hier werden zwei Aspekte deutlich, die die Differenz von *Begriff und Vernunft* betreffen. Eine anthropologische Begriffsbildung wird es sehr schwer haben, die Befreiung von Furcht unter dem rationalen Prinzip der Selbsterhaltung als einen wirklichen Zweck der menschlichen Geschichte zu beschreiben. Dass dies eine Idee ist, welche sich über die Ebene der Selbsterhaltungs-Ökonomie heraushebt, wird man nur zuzugeben bereit sein, wenn man das Recht der reinen Theorie anerkennt, unabhängig von dem Komplex der Selbsterhaltung des Lebens als eine Realisationsform von Freiheit – nämlich von der Bindung an die Mittelstruktur der Gegenstände – realisiert zu werden. *Freiheit von Furcht und Freiheit von instrumenteller Objektivierung* bedingen sich zwar nicht gegenseitig, sind aber ihrer Funktion nach analog, nämlich Ideen der Vernunft für Prozesse, die deshalb langfristig und gesamtgeschichtlich sein können, weil von ihnen das Minimum der Selbsterhaltung der Gattung und des Individuums *nicht* abhängt.

Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a.M. 1998,
⁸2021

(7) Versuchen wir uns einmal vorzustellen, der Fortgang der neuzeitlichen Philosophie hätte sich nach dem methodischen Programme des *Descartes* vollzogen und wäre zu dem endgültigen Abschluss gekommen, den Descartes durchaus für erreichbar hielt ... Alle Formen und Elemente *übertragener* Redeweise erwiesen sich von hier aus als vorläufig und logisch überholbar; sie hätten nur funktionale Übergangsbedeutung, in ihnen eilte der menschliche Geist seinem verantwortlichen Vollzug voraus, sie wären Ausdruck jener *précipitation*, die Descartes gleichfalls in der ersten Regel zu vermeiden gebietet.

Zugleich aber mit der Erreichung ihres endgültigen begriff-(8)lichen Zustandes müsste die Philosophie jedes vertretbare Interesse an der Erforschung der *Geschichte* ihrer Begriffe verlieren. Vom Ideal einer endgültigen Terminologie her gesehen, kann ja überhaupt Begriffsgeschichte nur einen kritisch-destruktiven Wert haben, eine Rolle, die im Erreichen des Zieles ausgespielt wäre. ...

[Die Metaphern waren der Rhetorik zugeordnet, die das Ziel der „Überredung“ durch *Ananke* hatte.] (9) Die platonische Unterwerfung der Rhetorik, besiegelt durch die christliche Patristik, hat freilich auch die traditionell-schulmäßig zur Rhetorik gehörigen Gegenstände endgültig zum bloßen technischen Rüstzeug der ‚Wirkungsmittel‘ geschlagen – wenn nun auch aus der Rüstkammer der Wahrheit selbst. Dadurch blieb es ganz unfraglich, ob das rhetorische Kunstmittel der *translatio* auch noch mehr leisten könnte, als ‚Gefallen‘ an der mitzuteilenden Wahrheit zu wecken. Dass danach nicht gefragt wurde und nicht mehr gefragt werden konnte, schließt freilich nicht aus, dass ein solches Mehr an Aussageleistung tatsächlich immer schon in Metaphern erbracht worden ist. Sonst wäre die Aufgabe einer Metaphorologie schon im Ansatz verfehlt, denn es (10) wird sich der eigentümliche Sachverhalt zeigen, dass die *reflektierende* ‚Entdeckung‘ der authentischen Potenz der Metaphorik die daraufhin produzierten Metaphern als Objekte einer historischen Metaphorologie entwertet. Einer Analyse muss es ja darauf ankommen, die logische ‚Verlegenheit‘ zu ermitteln, für die die Metapher einspringt, und solche Aporie präsentiert sich gerade dort am deutlichsten, wo sie theoretisch gar nicht ‚zugelassen‘ ist.

Diese historischen Überlegungen zur ‚Verborgeneheit‘ der Metapher führen uns zu der grundsätzlichen Frage, unter welchen Voraussetzungen Metaphern in der philosophischen Sprache Legitimität haben können. Zunächst können Metaphern *Restbestände* sein, Rudimente auf dem *Wege vom Mythos zum Logos*; als solche indizieren sie die cartesische Vorläufigkeit der jeweiligen geschichtlichen Situation der Philosophie, die sich an der regulativen Idealität des puren Logos zu messen hat. Metaphorologie wäre hier kritische Reflexion, die das Uneigentliche der

übertragenen Aussage aufzudecken und zum Anstoß zu machen hat. Dann aber können Metaphern, zunächst rein hypothetisch, auch *Grundbestände* der philosophischen Sprache sein, ‚Übertragungen‘, die sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen. Wenn sich zeigen lässt, dass es solche Übertragungen gibt, die man ‚absolute Metaphern‘ nennen müsste, dann wäre die Feststellung und Analyse ihrer begrifflich nicht ablösbaren Aussagefunktion ein essentielles Stück der Begriffsgeschichte (in dem so erweiterten Sinne). Aber mehr noch: der Nachweis absoluter Metaphern würde auch jene zuerst genannten rudimentären Metaphern in einem anderen Licht erscheinen lassen, indem doch die cartesische Teleologie der Logisierung, in deren Zusammenhang sie eben als ‚Restbestände‘ indiziert werden, sich an der Existenz absoluter Übertragungen schon gebrochen hätte. Hier wird die Gleichsetzung übertragener und uneigentlicher Redeweise fragwürdig ...

(12) Dass diese Metaphern absolut genannt werden, bedeutet nur, dass sie sich gegenüber dem terminologischen Anspruch als resistent erweisen, nicht in Begrifflichkeit aufgelöst werden können, nicht aber, dass nicht eine Metapher durch eine andere ersetzt bzw. vertreten oder durch eine genauere (13) korrigiert werden kann. Auch absolute Metaphern haben daher *Geschichte*. Sie haben Geschichte in einem radikaleren Sinn als Begriffe, denn der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre Modifikationen erfahren. Durch dieses Implikationsverhältnis bestimmt sich das Verhältnis der Metaphorologie zur Begriffsgeschichte (im engeren terminologischen Sinne) als ein solches der Dienstbarkeit: die Metaphorologie sucht an die Substruktur des Denkens heranzukommen, an den Untergrund, die Nährlösung der systematischen Kristallisationen, aber sie will auch fassbar machen, mit welchem ‚Mut‘ sich der Geist in seinen Bildern selbst voraus ist und wie sich im Mut zur Vermutung seine Geschichte entwirft.